Predigt am 9.August 2020 in der Salvatorkirche zu Duisburg
anl.der Finissage der Ausstellung *entzogen* von Walter Maria Padao
zum Werk *opus 7.2*
Predigttext: Markus 5,25-34
Lesung: Jesaja 25,6-9

Vollbremsung - aus dem vollem Lauf heraus, ein abrupter Stop: 14-Tage Quarantäne! Zu Hause, in den eigenen vier Wänden bleiben müssen. Verharren, ob das Virus einen ergriffen hat und beginnt lahmzulegen. In sich lauschen, ob die Temperatur steigt, der Geschmackssinn sich verirrt, die Glieder schmerzen, das Atmen schwer wird…
Gut, wer Verwandte; gut, wer Freunde; gut, wer Nachbarn hat…gut, wer versorgt ist.

Alles scheint heruntergefahren zu sein.
Treffen im öffentlichen Raum reduzieren sich auf nahe Null,
Gruppe und Kreise fallen aus,
Schule bedeutet zu Hause zu bleiben und *home-schooling* zu praktizieren,
was den Schülerinnen und Schülern gilt, das sei auch den Erwachsenen „gegönnt“: *home-office*,
Geschäftsreisen sind gestoppt, Video-Konferenzen aller Orten,
Einkaufserlebnisse lassen sich ins Internet verlegen: *amazon*, *Flaschenpost, picnic, Pizza-Dienste* und sonstige freut's.

Vollbremsung bedeutet Entschleunigung.
Trubel und Emsigkeit lösen sich zur Muße hin auf.

Könnte man meinen. Mag bei dem Einen oder Anderen so sein:
Der Virus war doch nicht in einem oder hat sich kaum bemerkbar gemacht, ein leichter Verlauf. Wer beamtet, im Öffentlichen Dienst oder in Rente ist, wer bei einem großen Konzern angestellt ist mit „System-Relevanz“, alle diejenigen mögen sich zurückgelehnt haben können. Wer ausreichend Platz in Wohnung und Garten hat, Oma und Opa gegebenenfalls im Haus, dessen Kinder schon groß genug sind, um sich selbst beschäftigen zu können, der kann die Zeit der „Entschleunigung“ und mit der Familie bisher genossen haben.

Aber täuschen wir uns in unserer dann tatsächlichen Wohlsituiertheit nicht. Verkaufen wir es nicht vorschnell als eine so zu „genießende Entschleunigung“. Denn Drumherum und mitten unter uns passieren die Dramen des Lebens:
Im nicht-frequentierten, weil geschlossenen Einzelhandel,
in der erst komplett stillgelegten, dann reduzierten Gastronomie und Tourismus,
in den nicht getätigten, weil abgesagten Kulturveranstaltungen,
in den engen Wohnungen, ohne den genügenden Platz und Freilauf für die Kinder,
bei den Zu Hause bleiben-müssenden, weil in Kurzarbeit oder gekündigten Arbeitnehmern,
in den Krankenhäusern oder Altenheim harrenden Menschen ohne Besuche,

in denselbigen arbeitenden Schwestern, Pflegern, Ärztinnen und Ärzten, die ihre Kräfte und Gesundheit oftmals bis an den äußersten Rand strapazierten…
…kurz um: Der Einen **Ent**schleunigung ist der Anderen **Be**schleunigung.

Und nun so schnell wieder hochfahren wie möglich.
Wohl hörend diejenigen, die einer *Gemeinwohl-Ökonomie* oder *gesellschaftlichen Transformationsprozessen* das Wort reden, die die Notwendigkeit eines Umdenkens in *Klimafragen* und der Entwicklung einer *Postwachstumsökonomie* sehen, das erleben wir alles - und doch atmen wir auf, wenn wir hören, sehen und lesen, dass die Wirtschaftsforscher für das laufende 3.Quartal wieder ein Wirtschaftswachstum voraussagen. Und mag man für 2020 zwar von einem Schrumpfen des Bruttoinlandsproduktes um die 6,3% ausgehen, so sagt die Bundesregierung voraus, dass es im kommenden Jahr prognostisch um 5,2% wieder wachsen wird (https://www.tagesschau.de/wirtschaft/konjunkturprognose114.html).

Puh…durchatmen!
Weiter, wie gehabt! Gott sei Dank! Naja, zumindest dem medizinischen Fortschritt und der weltweiten Potenz der Wirtschaft sei gedankt! China voraus, Europa eilt hinterher. Wieder Fahrt aufnehmen…bis…ja, bis wann eigentlich?

So stehen wir absehbar wieder am Gleis der Beschleunigung und fragen uns, wie weit der Grad steigerbar sein wird, um wieder und schneller durchrauschen zu können.

Das ist mein Blick auf das *opus 7.2* von Walter Maria Padao. Das Gleis des Zeitlaufes im unterirdischen Bahnhof der Gegenwart. Durchhuschende Betriebsamkeit der Züge:
Ob nun kurzbummelnd im U-Bahn-Takt von innerstädtischer, aber durchaus ambivalenten Stadtteilverbindungen, so die 903, im wohntemperierten Dinslaken beginnend, über das multikulturell-durchwachsende *Pollmann-Eck* in Marxloh, das *Königreich Duissern* hochwohlgeboren unter- und die umtriebige Innenstadt durchquerend, das gefahrdrohende Hochfeld über seine Hauptstraße folgend, schließlich vor dem Hochofen von HKM endend. Welten in einer Stadt durchkreuzend, ein- oder aussteigend.
Ob nun die schnellrasenden ICEs auf ihren Sprinterstrecken mit knapp 300 Stundenkilometern von Großstadt zu Großstadt eilend und wohlgekleidete Anzug- und Buissinesskleidchen-tragende Wichtigkeiten von A nach B, von Amsterdam nach Berlin, von München nach Hamburg scheuchend.

An den Gleisen stehend der Mensch, hin und her, eilende Weltgeschichte vorbeihuschend, der Beschleunigung ausgeliefert und unbehaust und nackt ausgeliefert den Nachwinden der Züge. Licht fällt von oben her auf den Bahnsteig, aber doch nur gefiltert durch das verglaste Oberlicht. Kaum Wärme und Sicherheit, gerade einmal ein wenig Orientierung bietend. Der Sog des Zuges zieht noch an dem Menschen und doch versucht er wegzukommen, hin zur Treppe, um zu entfliehen. Um die orientierende und wärmende Sonne, um die durchatmen-lassende und belebende Weite der Oberfläche wieder zu erreichen.

Schemenhaft sind zwei Menschen noch zu sehen:
Auf der Treppe der eine. Sich schon nach oben bewegend, aber doch auch zurückschauend. Wird es befreiend sein, wenn er oben ist? Oder hat er sich mit dem Entzug der Beschleunigung auch seiner Lebensbestätigung entzogen? Zweifelt er? Hofft er, dass andere ihm folgen? Das hellblaue Geländer aber weist, wie eine Start-Landebahn-Beleuchtung auf einem Flughafen, den Weg. Nach oben hin, entrinnend der Wegweisung folgen. Wie überhaupt die blauen Linien, auch horizontal und vertikal den Raum schneidend, das Bild in Kästchen teilend, dem Ganzen eine Struktur eine Struktur geben wollend erscheinen.
Verharrend, gesenkten Haupt's der andere Mensch. Wie sich nicht sicher seiend, ob er in Bewegung geraten soll, um dem Fluss der beschleunigten Zeit zu entrinnen. Oder doch besser bleiben, um nicht jeglicher vermeintlichen Chancen obsolet zu sein? Denn das kann es natürlich auch bedeuten, wenn man versucht, sich der Beschleunigung zu entziehen, dass man dann, im wahrsten Sinne des Wortes, dass man abgehängt ist.
Bleibt, ein beliebtes Motiv von Walter Padao, bleibt rechts der angedeutete rote Stuhl. Sie finden ihn auch auf anderen seiner Bilder immer mal wieder. Der Platz des Beobachters. Hineingestellt als neutral-anmutender Moment dessen, der sich das Geschehen zu Gemüte führt und sinnend betrachtend, sich seinen Reim zu machen versucht. Neutral bleibend, die Postion dessen, der sich nicht positionieren will. Aber doch sich Gedanken machend. Folgen daraus ziehen? Die Notwendigkeit von Konsequenzen bedenken? Das bleibt jedem überlassen.

Es bleibt, wie oft bei Walter Padao, der berührte Beobachter. Padao's Bilder nehmen mit hinein in die Umbrüchigkeit und Geworfenheit der Welt. Einerseits in der Beobachtung verharren, aber doch ist es ja keine Zufälligkeit, dass es gerade diese Szenen sind, die er abbildet. Zugleich lassen sie aber einen weiten Raum für den Betrachter, sich seine Gedanken zu machen.

Es bleibt uns überlassen, so wie es uns überlassen bleibt, ob wir die corona-viren-luftgeschwängerte Zeit als eine betrachten, die uns zur einer Nachdenklichkeit führt. Mitten in den vorbeihuschenden und -rauschenden Zeiten unseres Lebens zu fragen, was uns noch anrührt. Ob wir entfliehen können, ob wir entfliehen wollen.

Man munkelt über eine *Epochenwende*, darüber dass der Virus uns unseres Seins bewusst gemacht hat und die Welt sich nun ändern wird. Dass die Beschleunigung und

Globalisierung in ihrer Hyperventilierung zu einem Ende kommen wird. Ausgebremst und ein *Reset* mit neuem Bewusstsein.
Nachdenklichkeit, ja, die sehe ich auch. Aber zugleich die Sehnsucht nach dem, dass es doch baldigst wieder so sein möge, wie vor dem Virus.

Was aber wird tatsächlich sein? Den Beobachtungsmodus werden wir verlassen müssen, um zu einem Neuen zu kommen. Wir werden verharren und nichts wird sich bewegen. Wieder neu anlaufen zu dem alten Modus, weil das Neue uns schreckt. Weil die gewohnten Gleise uns verlässlicher erscheinen als das Setzen auf ein Neues.
Und doch wissend, dass ein Wiederhochfahren in das Gewohnte, uns letzten Endes nicht retten wird. Dennoch reiten wir die Beschleunigungswelle immer weiter, denn alleine die Aufrechterhaltung der dynamischen Fortentwicklung, der fortwährenden Beschleunigung und Innovierung, so sind wir überzeugt, sie ermöglicht alleine den Fortbestand einer modernen Gesellschaft. Wir brauchen sie, so meinen wir, und so treibt uns Angst vor dem „Weniger“ in die Steigerungsspirale hinein. Prosperität und Wachstum, und damit Beschleunigung und Effizienz, sie sind die Brennmaterialien unserer Zeit.

Und vor lauter Eilendem, die Unterbrechung durch den Virus nur als temporären, nur als zufälligen und schwungunterbrechenden Moment zu sehen, da lässt es uns schnell wieder in den Sog der Beschleunigung ziehen.

Es bedarf der Berührung dessen, dass wir zu uns selber kommen und unseren eigenen Weg erkennen, der uns herausreißt, uns zu uns selbst kommen lässt. Die uns verhilft, uns dessen zu entziehen, was uns als der Zug der Zeit als alternativlos zur Stabilisierung des Systems vorgezeigt wird.
Zu uns selbst kommen wir aber nicht durch uns selbst. Das ist, was ich die *Berührung* nenne. Eine Berührung, die in uns etwas zum schwingen bringt, so dass wir auf ein Neues, auf ein Entschleunigtes, auf uns selber kommen.

Diese Momente der Berührung, des Berührt-Werdens, sie können auf vielfältige Weise erfolgen. Es kann durch Menschen, durch eine Begegnung erfolgen, es kann durch Kunst und Musik erfolgen, die uns im unserem tiefsten Inneren berührt, es kann von etwas ausgehen, was uns plötzlich und unmittelbar, wie von weit her, da ist. Und diese Saite, die dann zum Schwingen in uns kommt, sie erzeugt in uns einen Widerhall, die die Seele berührt. Es findet eine Veränderung, es findet eine Verwandlung, es findet eine Anverwandlung statt. Ein Überschießendes ist plötzlich da, was auf den ersten Blick gar nicht sichtbar sein muss. Ganz im Gegenteil. Für andere mag es belanglos sein, für einen Selber wird es existentiell. Der Moment ist ein besonderer, ein magischer, einer, der uns selber mit unserem Bisherigen zur Disposition stellt. Diese *Unverfügbarkeit* ist es, die diesen Augenblick ausmacht, der uns zu dem Essentiellen unserer Existenz ruft.
Der romantischste Moment ist oftmals der der Liebe. Sie kann uns plötzlich überraschen und überwältigen oder sie kann heranwachsen und in in einem überschiessenden Moment uns plötzlich ganz und gar erfüllen. Es kann ein Kunstwerk oder eine

Musik sein, die uns von einem auf den anderen Augenblick eine neue ungeahnte Welt- und Lebenswahrnehmung eröffnet werfen lässt. Oder eine Naturwahrnehmung, die uns mit einem Blick überwältigt.
Und es überkommt uns mitten im Hier und Jetzt, es ist nicht planbar. Es erzeugt in uns etwas: eine *Resonanz*, die den Moment stille stehen lässt und zu einer neuen Unendlichkeit führt. Aber noch einmal: Wir verfügen nicht darüber. Es wird zum vertikalen Blitzschlag.
Das wird es aber erst recht, wenn es Gott selber ist, er einen berührt. Wenn das Sein-Selbst, uns als Seiende berührt und in uns eine Resonanz erzeugt wird.
„Blutflüssig" war die Frau, eine Umschreibung für eine Krankheit, die sie offensichtlich schon lange quälte, denn sie ***hatte viel erlitten von vielen Ärzten und all ihr Gut dafür aufgewandt; und es hatte ihr nichts geholfen, sondern es war nur schlimmer geworden***. Und der besondere Makel der damaligen Zeit war es, dass sie damit zur Aussätzigen und Verachteten, zu einer „Ungeliebten" wurde. Wie viele andere war sie um Jesus herum. Keine, die die besondere Beachtung von Jesus hatte. Bis zu dem einen Moment als sie Jesus berührte. Denn das war ihre Hoffnung, das war ihre Sehnsucht: ***Wenn ich nur seine Kleider berühre, so werde ich gesund***…und so berührte sie ihn an seinem Gewand. Mehr nicht. Aber in genau diesem Moment kommt es zu dem Unverfügbaren, zu dem, was sie hoffte, aber kaum mehr als ersehnen konnte, kam es in ihr zur Resonanz auf die Berührung mit dem Heiligen hin. Sie verspürte es sogleich, ***es versiegte die Quelle ihres Blutes, und sie spürte es am Leibe, dass sie von ihrer Plage geheilt war***.
Jesus aber merkt es. Er merkt, dass er eine Saite zum Schwingen gebracht hat, das sein Sein und seine Existenz in diesem Moment eine Resonanz erzeugt hat.

Der eine Moment der Berührung richtet das Leben neu aus. Er richtet es neu aus, weil eine Resonanz des Göttlichen in der Frau erzeugt wurde. Mitten in dem Alltäglichen des Gewusels um Jesus herum. Unplanbar, ohne dezidierte Zuwendungshandlung, ohne ein heiliges Dazutun. *Unverfügbar*. Mitten in der Beschleunigung unserer Zeit, da berührt zu werden, da die Seele durch einen Moment, einen Augenblick des Besonderen, eben mit einem heiligem Resonanz-Anstoß versehen zu bekommen, daseist das Unmittelbare der Begegnung mit Gott.

Diese Momente der Resonanz, sie lassen sich nicht planen, sie sind nicht dem Besonderen und Heiligen vorbehalten. Joseph Beuys beschrieb es so: *Die Mysterien finden im Hauptbahnhof statt*. Eben mitten in der Welt, mitten in aller Trubeligkeit, mit in der alltäglich uns treibenden Beschleunigung, plötzlich und verfügbar werden wir berührt. Fließt aus der Begegnung mit dem Heiligem etwas in uns hinein. Und das Leben bekommt ein Neues.

Die Welt, sie fließt dahin. Und wir sind hineingestellt. Nicht-selbst-gewollt. Und sind unterworfen der Zeit, die die unsere ist. Und darin bedürfen wir der Momente des Berührtwerdens, damit wir nicht ein Teil des unendlichen Flusses sind, der aus dem Nichts kommend im Nichts endet. Damit wir nicht Unterworfene der dahingleitenden Zeit, der beschleunigenden Elemente unseres Jetzt sind. Denn so ist es, dass wir in

dem Moment des Innehaltens, plötzlich überwältigt werden von dem Erklingen der Saite in uns. Weil wir Berührte, weil wir Gott-Berührte sind.

Amen.